

Ralph Grüneberger, Interview mit der Redaktion „Die Kippe“

1. Welchen Stellenwert hat der Beruf des Schriftstellers heute? Ist es ein "Traumberuf"?

Auf jeden Fall ist Schreiben mit nichts zu vergleichen. Worte finden und erfinden, Wortklänge erschaffen, Sätze bauen - das ist etwas großartiges. Ein Schriftsteller kann Sprachlosen und Unmündigen zu Sprache verhelfen, kann die Größe und das Elend des Menschen vermitteln, ob als Gestalter, Vernichter oder Opfer seiner Natur. Es kommt der Magie gleich, wenn es gelingt, mit der eigenen Sprache in den Köpfen anderer Bilder und Szenen, Gerüche und Farben entstehen zu lassen.

Einen Stellenwert hat der Beruf des Schriftstellers in dieser Gesellschaft jedoch kaum. Sehen Sie sich die Honorare für Gedichte an, null oder gerade mal 15 € sind keine Seltenheit. Kritiken und Aufsätze zur Literatur werden, wenn überhaupt, mit 1 € pro Druckzeile vergütet. Schulbehörden schlagen Schriftstellern eine Vergütung von 17 € brutto pro gestaltete Stunde vor und sind der Meinung, wenn diese Schülerinnen und Schülern oder Studentinnen und Studenten aus ihrem Werk vorlesen, machen sie ja Werbung für sich.

2. Wie viele haupt- und nebenberufliche Schriftsteller/innen gibt es derzeit in Deutschland (schätzungsweise oder statistisch belegt)?

Das kann ich nicht sagen. Auf der Internet-Seite des Kulturamtes wird allein für Leipzig eine Zahl von etwa hundert angegeben. Aber da sind sicherlich auch Autorinnen und Autoren dabei, die auf andere Einnahmen wie Rente oder Haftentschädigung zurückgreifen können. Beim ersten Verlag, in dem ich 1990 veröffentlicht habe, einem Reisebuchverlag aus Köln, haben Autoren im Nebenberuf, die eigentlich Studienräte waren, das Veröffentlichen als Renommee und (steuerbegünstigende) Urlaubsgestaltung angesehen und hauptberufliche Autoren schamlos um den Broterwerb gebracht.

3. Wie viele können von Ihren Einkünften als Schriftsteller/in leben?

Wir konnten uns beim Poetischen Podium „Der arme Poet“ nur einen empirischen Eindruck verschaffen. Unverbürgt ist die Zahl, dass etwa 2 % aller Autorinnen und Autoren ihren Lebensunterhalt von den Tantiemen, die sie aus der Verbreitung ihrer Werke erzielen, bestreiten können. Noch einmal so viele oder gar eine größere Zahl, so schätze ich, wird (auf begrenzte Zeit) durch das Stipendiensystem zu regelmäßigen Bezügen kommen. Ergo können gewiss 90 % nicht allein von ihrer schriftstellerischen Arbeit leben. Von Erich Loest soll ja der Ausspruch stammen: Ein Lyriker sollte mit einer Zahnärztin verheiratet sein.

4. Wie gestaltet sich die Situation derjenigen, die nicht davon leben können und welche Möglichkeiten gibt es für sie, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten?

Es gehört für Autorinnen und Autoren zu den wenigen Tabus, den finanziellen Mangel öffentlich zu machen. Die Höhe des Einkommens gilt in unserer kapitalorientierten Gesellschaft noch immer als Wertmaßstab. Mit Niedriglöhnung (wie sie andernorts an der Tagesordnung ist) will niemand im Kunst- und Literaturbetrieb sein Werk in Verbindung gebracht wissen.

5. Was müsste sich nach Ihrer Meinung ändern, damit sich die Situation der Schriftsteller/innen verbessert?

Scherzhafterweise habe ich mal vorgeschlagen, es müsste im Haus des Buches einen Bankautomaten mit einem Zufälligkeitengenerator geben. Der bedürftige Autor steckt einfach seine Geldkarte in den Schlitz, und wenn er Glück hat, kommen zwei oder mehr Monatsmieten heraus und er hat für ein paar Wochen ein Problem weniger. Die Förderbürokratie könnte gänzlich entfallen. Vorstellbar wäre auch ein System wie in der Landwirtschaft, wo von der EU den Landwirten für Brachland Prämien gezahlt werden. Bedenkt man, dass ein Gedichtband in 98 % der Fälle mehr kostet, als er einbringt, wäre das nur gerecht – nichtgeschriebene Gedichtbände zu prämiieren. Natürlich kollidiert das mit dem Wesen des wirklichen Literaten, der schreiben m u s s, und belohnt würden wieder die falschen. Aber im Ernst, wir als Lyrikgesellschaft veröffentlichen mit unseren „Poesiealben neu“ und den „Gedichten des Monats“ (im Netz) etwa 80-90 Gedichte pro Jahr. Dabei sind wir bemüht, viele Neuentdeckungen zu präsentieren. Aber zu unserer Schande müssen wir gestehen, dass die überschaubare Zahl von Käufern und Abonnenten es uns lediglich gestattet, den Abdruck mit „Naturalien“ (also Freixemplaren) zu vergüten; tröstend ist vielleicht, dass sämtliche Rechte bei den Autorinnen und Autoren verbleiben.

Verbessern könnte sich die wirtschaftliche Situation, und auch die sittliche der Schriftstellerinnen und Schriftsteller in diesem Land, wenn a) die Berufsbezeichnung geschützt würde und damit der Beruf an Ansehen gewänne, b) Berufsgruppen wie Deutschlehrerinnen und -lehrer, Professoren, Dozenten hin und wieder (Betonung liegt auf „wieder“) Gedichtbände kaufen würden und es c) für Lyrikverlage planbare Ankaufregelarien der Bibliotheken gäbe. Abgesehen davon, dass Radiosender, Zeitungen und Publikumszeitschriften prädestiniert sind, dem zeitgenössischen Gedicht regelmäßig Raum zu geben (und damit seinem Verfasser eine gelegentliche Einnahmemöglichkeit), ist es auch notwendig, dem Gedicht die neuen Medien zu erschließen. Ich denke beispielsweise an Lyrik in den Telefonwarteschleifen oder an Videoclips von Gedichten wie sie u.a. die Zeitschrift „Das Gedicht“ auf ihrer Internetplattform anbietet, um Poesie in die Gehörgänge und hinter die Netzhaut, also in die Köpfe zu bringen. Und ist erst eine Nachfrage erzeugt, wird sie auch zu sättigen sein. Gedichtfilme im Internet und auf den E-Book-„Schirmen“ infiltrieren die Benutzer und könnten mindestens halb so populär werden wie Musikvideoclips.

Februar 2011